

Karl Dietrich Bracher zum Gedenken

Kein deutscher Zeithistoriker genoss größere internationale Reputation als Karl Dietrich Bracher, kein außerhalb des Instituts tätiger Wissenschaftler war mit dem Institut für Zeitgeschichte (IfZ) und den Vierteljahrsheften für Zeitgeschichte (VfZ) länger und intensiver verbunden als Karl Dietrich Bracher, der am 19. September 2016 im Alter von 94 Jahren verstorbene Nestor der deutschen Zeitgeschichtsforschung. Von 1962 bis 2004 gehörte er dem Wissenschaftlichen Beirat des Instituts als ordentliches Mitglied, seitdem als Ehrenmitglied, an, von 1980 bis 1988 war er Vorsitzender dieses Gremiums. Herausgeber der VfZ war er von 1978 bis 2008, zunächst bis 1992 mit Hans-Peter Schwarz allein, bevor ich als Dritter im Bunde hinzutrat. Beginnend mit seinem grundlegenden Aufsatz „Stufen totalitärer Gleichschaltung. Die Befestigung der nationalsozialistischen Herrschaft“ (4/1956) hat er immer wieder wichtige Beiträge für unsere Zeitschrift geliefert.

Karl Dietrich Bracher war der erste Historiker, der einen Lehrstuhl für Zeitgeschichte und Politikwissenschaft an einer deutschen Universität innehatte und diesem an der Universität Bonn von 1959 bis zu seiner Emeritierung 1987 treu blieb, obwohl er zahlreiche Rufe erhielt. Darunter waren mehrere deutsche auf Lehrstühle für Politikwissenschaft, unter anderem nach Berlin und Hamburg, sowie ausländische, nach Florenz oder an amerikanische Eliteuniversitäten, nach Princeton, Stanford und auf einen Lehrstuhl für Neuere Geschichte in Harvard.

Fast ebenso zahlreich waren seine ausländischen Gastprofessuren und Ehrendokortitel, darunter der der Pariser Elitehochschule *Fondation Nationale des Sciences Politiques* (Sciences Po). Weitere hohe Ehrungen kamen hinzu, an ihrer Spitze die Mitgliedschaft im Orden Pour le Mérite für Wissenschaft und Künste. Über Jahrzehnte verkörperte Karl Dietrich Bracher als Person international die deutsche Zeitgeschichtsforschung, während das IfZ für sie als Institution stand.

Karl Dietrich Brachers Laufbahn, sein politisches Engagement, aber auch sein wissenschaftliches Werk sind unauflöslich mit der politischen Entwicklung verbunden und zugleich Marksteine der deutschen Wissenschaftsgeschichte. Insofern besaß es symbolische Bedeutung, dass er die Bundeshauptstadt nicht verließ, denn Bonn stand für den (west)deutschen Weg zur parlamentarischen Demokratie, für die sich Bracher ein Leben lang vehement engagierte. Wie nur wenige Historiker fand er das Ohr der Politiker – mit Willy Brandt (und Annedore Leber) gab er biografische Studien zum Widerstand heraus, Helmut Schmidt sagte mir einmal, er halte Karl Dietrich Bracher für den bedeutendsten lebenden Historiker, und während der Kanzlerschaft Helmut Kohls erhielt Bracher das Große Bundesverdienstkreuz mit Stern (1987) und Schulterband (1997). Der damalige Ministerpräsident Thüringens, Bernhard Vogel, bescheinigte Karl Dietrich Bracher in seiner Würdigung zur Verleihung des Ernst-Robert-Curtius-Preises für Essayistik 1994 die Verbindung der „nüchternen Analyse des Universalgebildeten mit dem Engagement des Staatsbürgers aus Leidenschaft. Die Verbindung von politischer Wissenschaft und praktischer Politik.“ Zahlreiche spätere Politiker und Diplomaten haben bei Bracher studiert oder kamen in sein Seminar. Ohne Zweifel trifft

es zu, ihn als „Lehrer der Bonner Republik“ (*FAZ* vom 20. 9. 2016) zu charakterisieren. Und es gab sicher kein Problem, das ihn mehr umtrieb, als die heute wieder besonders aktuelle Frage nach den Gefährdungen der Demokratie.

Parteilos, aber politisch höchst engagiert, wurde er mal der einen, mal der anderen politischen Richtung zugerechnet – ohne dass er selbst seine politischen Maßstäbe geändert hätte. Vielmehr reagierte er sensibel auf alle im Kern demokratie- oder parlamentswidrigen Aktivitäten, kamen sie nun von rechts oder links. So zeigte er sich während der *Spiegel*-Affäre 1962 wie viele linksliberale Intellektuelle alarmiert, konnte jedoch anders als diese dem „*Spiegel*-Liberalismus“ nichts abgewinnen: „Sein Sensationsstil entsprach nicht meinen eigenen Vorstellungen von demokratischem Liberalismus.“ Bracher reagierte allergisch auf die anfänglichen Konzeptionen zu einer Notstandsgesetzgebung, die nach seiner Einschätzung in Krisensituationen zu einer Ausschaltung des Bundestags hätten führen können. Er befürchtete eine Analogie zum Artikel 48 der Weimarer Verfassung, der den Übergang zur Präsidialdiktatur wesentlich gefördert hatte. Doch akzeptierte er die stark modifizierte endgültige Fassung der Großen Koalition am Ende der 1960er Jahre. Die politische Diffamierung der schließlich verabschiedeten Notstandsgesetzgebung empfand Bracher als missbräuchliche Instrumentalisierung seiner eigenen früheren Kritik. Doch galten viele seiner Aufsätze in dem 1971 veröffentlichten Band „Das deutsche Dilemma. Leidenswege der politischen Emanzipation“ noch als eher linksliberale Positionierung.

Wie für viele dezidiert rechtsstaatlich orientierte überzeugte Anhänger der parlamentarischen Demokratie, die durch die Weimarer Erfahrung für Fehlentwicklungen sensibilisiert worden waren, machte die Protestbewegung von „1968“ und die Außerparlamentarische Opposition aber nun die Gefahr von Links besonders bewusst. Dies wurde ihm und anderen als konservative Wendung ausgelegt. Tatsächlich war er – und er sah sich auch selbst so – eher ein europäischer Altliberaler in der Tradition der Frankfurter Nationalversammlung 1848/49 beziehungsweise von Friedrich Christoph Dahlmann, Alexis de Tocqueville und John Stuart Mill wie er einmal im Gespräch mit Werner Link bemerkte. Nicht zufällig hielt er 1964 eine Gedenkrede auf den ersten Bundespräsidenten, seinen ebenfalls im altliberalen Denken wurzelnden Landsmann. Der Vortrag erschien im Jahr darauf als stark erweiterter Essay: „Theodor Heuss und die Wiederbegründung der Demokratie in Deutschland“. Brachers Würdigung endete mit dem Satz: „Sein Leben galt der Vermenschlichung, Humanisierung des Politischen, des Staates. Sein Vermächtnis ist die lebendige Demokratie: nicht nur als Institution, sondern als Lebensform.“ Wie eine Generation später Karl Dietrich Bracher selbst hatte auch Theodor Heuss an der Berliner Vorgängerinstitution, der Deutschen Hochschule für Politik, historisch fundiert Politik und Demokratie gelehrt, hatte schließlich das Scheitern der Demokratie und den Weg zur „Machtergreifung“ – allerdings noch essayistisch und autobiografisch – zu ergründen gesucht.

Wissenschaftsgeschichtlich aussagekräftig waren die durch Bracher abgelehnten Rufe neben dem politischen und persönlichen Bekenntnis zu Bonn noch aus einem anderen Grund: Die Dominanz seiner politikwissenschaftlichen Berufungen zeigt, wie schwer sich die traditionelle deutsche Geschichtsschreibung in

den 1950er und 1960er Jahren mit der Zeitgeschichte und ihrem führenden Protagonisten tat. Das hatte zwar auch mit dem offensichtlichen Engagement des „politischen Intellektuellen“ zu tun, der seine Forschungen nicht bloß „sine ira et studio“ begriff, sondern von der rechtsstaatlichen Demokratie als ethisch-politischer Norm ausging, wenn er Demokratie und Diktatur untersuchte. Hinzu aber kamen die methodischen Folgen für seine Fragestellungen: Die historistische Maxime der intentionalen Analyse reichte nach den Diktaturerfahrungen des 20. Jahrhunderts nicht mehr aus. Wenn Theodor W. Adorno bemerkt hatte, nach Auschwitz könne man keine Gedichte mehr schreiben, dann stellte sich für die Geschichtswissenschaft umso dringlicher die Frage: Kann man dann noch Geschichte schreiben? Man kann, wie vieltausendfach belegt ist, aber in der Zeitgeschichte eben nicht mehr mit der ursprünglichen historistischen wertfreien Unbefangenheit.

Gleichwohl konnte Historiografie als Wissenschaft sich nicht einfach unreflektiert den moralischen Wertungen verschreiben. Wie lautete die Antwort von Karl Dietrich Bracher? Er betrieb anstelle einer Intentionsanalyse – oder besser zusätzlich zu ihr – dezidiert eine Struktur- und Funktionsanalyse politischen Handelns. Und was heute unbestritten ist, erschien in den 1950er und frühen 1960er Jahren vielen, an traditionellen methodischen Maximen orientierten Historikern als politologischer Verstoß gegen geschichtswissenschaftliche Grundprinzipien.

Der Weg zur Zeitgeschichtsforschung war für Karl Dietrich Bracher alles andere als selbstverständlich, vielmehr war es die Zeitgeschichte selbst, die ihn dahin trieb. Zunächst neigte der aus dem schwäbischen Bildungsbürgertum stammende, humanistisch gebildete Bracher zum Musischen, Philosophischen und Literarischen. Er spielte von seiner frühen Jugend bis ins hohe Alter leidenschaftlich Klavier, ursprünglich auch noch Kontrabass; sein Studium galt anfangs nicht der Neueren oder gar Neuesten, sondern der Alten Geschichte. Das hatte zwar durchaus auch praktische Gründe, wie er später einmal bekannte: Mit einer überschaubaren Zahl gut zugänglicher gedruckter Quellen und Sekundärliteratur wollte er zügig promovieren, nachdem er fünf Jahre seines Lebens verloren hatte – zwei Jahre als Soldat in Nordafrika und danach von 1943 bis 1946 drei Jahre in amerikanischer Gefangenschaft.

„Verlorene Jahre“? Im Sinne der akademischen Karriere vielleicht, im Hinblick auf seine für die Wissenschaft fruchtbar gemachte Lebenserfahrung keineswegs. Vor allem die amerikanischen Jahre erwiesen sich als prägende Lehrzeit, konnte doch Bracher, der im Kriegsgefangenenlager Lateinunterricht gab, mit anderen – darunter dem bekannten späteren Wiener Historiker Adam Wandruszka – quasi eine Art „Selbstverwaltung“ und Lageruniversität aufbauen, ausgiebig lesen und vor allem viel über die amerikanische Politik lernen. Die dort erworbene Sprachkenntnis kam ihm dann später, als er kurze Zeit in Harvard studierte, zugute. Dort befasste sich Bracher vor allem mit der amerikanischen Politikwissenschaft, mit Soziologie und Regierungslehre. Er lernte deutsche Gelehrte kennen, die nach 1933 in die USA emigriert waren oder aber wie der Politikwissenschaftler und Historiker Carl Joachim Friedrich dort schon seit den 1920er Jahren tätig waren. Letzterer gehörte zu den Protagonisten der „Totalitarismus-Theorie“.

Nach der Rückkehr in das zerstörte Deutschland brauchte der junge Mann in einem kurzen Studium in Tübingen kaum drei Jahre bis zur Promotion bei Joseph Vogt im Jahr 1948 mit einer erst 1987 als Buch veröffentlichten Dissertation „Verfall und Fortschritt im Denken der frühen römischen Kaiserzeit“. Doch handelte es sich, wie Bracher später sagte, nicht bloß um eine historische Problematik, die sich auf die Antike beschränkte, vielmehr interessierte er sich dafür, „einen Tacitus und einen Seneca in unser modernes Verfalls- und Fortschrittsdenken einzuführen“ und „eine Studie des Krisendenkens in der Antike im Blick auf das Krisendenken in Europa nach dem Ersten (Spengler) und nach dem Zweiten Weltkrieg“ zu schreiben. Er bemühte sich darum, der „katastrophengeschichtlichen Dimension unseres Zeitalters habhaft zu werden“. Mit dem amerikanischen Denken blieb er insofern in Berührung, als er 1948 das *Seminar for American Studies* in Leopoldskron bei Salzburg besuchte, wo er eine Arbeit über die Frontier-Idee und den Pragmatismus schrieb.

Dieses Seminar wurde für sein privates Leben entscheidend, weil er hier seine spätere Frau Dorothee Schleicher kennen lernte. Diese persönliche Begegnung erschloss ihm zugleich ein weiteres historisches Phänomen, nachdem er im Tübinger Seminar bei dem Neuhistoriker Rudolf Stadelmann schon mit Studien zur NS-Geschichte auf der Basis der schnell zugänglich werdenden Akten der Nürnberger Prozesse begonnen hatte. Dorothee Bracher geb. Schleicher stammt aus einer Familie von Widerstandskämpfern gegen das NS-Regime: Ihr Vater Rüdiger wurde vom Volksgerichtshof wegen Beteiligung an Umsturzplänen zum Tode verurteilt und mit anderen Angehörigen des Widerstands von einem Sonderkommando des Reichssicherheitshauptamts kurz vor Kriegende am 23. April 1945 erschossen. Ihre Mutter Ursula Bonhoeffer gehörte zur Familie der ebenfalls vom NS-Regime ermordeten Widerstandskämpfer Dietrich Bonhoeffer und Klaus Bonhoeffer, verschwägert nicht nur mit Rüdiger Schleicher, sondern auch mit Hans von Dohnanyi, der auch ermordet wurde. Diese Familiengeschichte seiner Frau trug dazu bei, dass sich Karl Dietrich Bracher schon früh in den 1950er Jahren gemeinsam mit ihr für das Andenken des Widerstands gegen Hitler einsetzte, als das noch nicht so populär war wie später, nachdem Theodor Heuss 1954 in einer großen Gedenkrede das Vermächtnis des deutschen Widerstands beschworen und damit ein Umdenken eingeleitet hatte.

Karl Dietrich Bracher hat sich bald auch wissenschaftlich mit dem Widerstand beschäftigt und unter anderem eine biografische Studie über Rüdiger Schleicher verfasst. So freundlich er im Umgang war, an späterer Kritik einer jüngeren Historikergeneration, die manche Aktion der Militäropposition als verspätet ansah, manche Motive einzelner ihrer Akteure aus neuen Perspektiven kritisch beleuchtete, vermisste er das angemessene historische Verständnis der diktatorischen Rahmenbedingungen. Und vor allem betonte er stets das große Vermächtnis politischer Ethik, das die Angehörigen des Widerstands unter Aufopferung ihres eigenen Lebens hinterlassen hatten.

Ist es legitim, wie es hier geschieht, zunächst über lebensgeschichtliche, politische und moralische Antriebe eines Gelehrten zu sprechen und nicht zuerst sein Werk zu behandeln? Es ist legitim, sind doch auch Historiker Kinder ihrer

Zeit. Und die Frage ist eben, ob Karl Dietrich Bracher ohne seine spezifische Lebenserfahrung und die „Katastrophengeschichte“ des 20. Jahrhunderts überhaupt Historiker geworden wäre. Jedenfalls sollte sich schnell zeigen, dass der wissenschaftliche Wert seines großen und beeindruckenden Œuvres nicht durch seinen zeitgeschichtlich bedingten Zugang geschmälert wurde. Dieses Werk besteht aus mehr als einem halben Dutzend großer Monografien, zahlreichen kleineren Studien, mehr als einem halben Dutzend thematisch konzentrierter Essaybände, vielen hundert Aufsätzen und zahlreichen Herausgeberschaften zur Geschichte des 20. Jahrhunderts und zur Politikwissenschaft. Aber selbstverständlich beeindruckt nicht nur die Quantität, sondern der methodische, entschieden Neuland erschließende Pioniercharakter seiner Forschungen.

Bereits sein erstes großes Werk „Die Auflösung der Weimarer Republik. Eine Studie zum Problem des Machtverfalls in der Demokratie“ (1955) erwies sich als Paukenschlag. Nachdem er 1950 nach Berlin an das Institut für Politische Wissenschaften gegangen war, hatte Bracher Teil an der Neubegründung einer interdisziplinär orientierten Politologie. Für Jahrzehnte etablierte sie den Rang der deutschen Politikwissenschaft gemeinsam mit der Freiburger Schule um Arnold Bergstraesser, der Heidelberger um Dolf Sternberger und der Tübinger um Theodor Eschenburg. Und es war kein Zufall, dass zu denen, die Karl Dietrich Bracher förderten, zwei herausragende Gelehrte zählten, denen ein schwieriges Schicksal nicht erspart geblieben war: Ernst Fraenkel, der von den Nationalsozialisten ins amerikanische Exil gezwungene Jurist und Politikwissenschaftler, der sowohl für die moderne Parteien- und Parlamentarismusforschung, die Regierungslehre als auch die konzeptionelle Erfassung des NS-Regimes („Der Doppelstaat“ – 1941 in den USA veröffentlicht, in Deutschland erst 1974!) fundamentale Studien verfasst hatte. Der zweite Förderer war Hans Herzfeld, den das NS-Regime an einer Universitätslaufbahn gehindert hatte und der – seinerseits protegiert durch den großen Freiburger Neuhistoriker Gerhard Ritter – als einer der ersten nach dem Zweiten Weltkrieg seit 1946 zunächst in Freiburg, dann ab 1950 als Ordinarius für Neuere Geschichte am Friedrich Meinecke-Institut der FU Berlin Zeitgeschichte betrieb – und ständig Kontakte mit den USA ausbaute. Beide waren übrigens Mitglieder des Wissenschaftlichen Beirats des IfZ.

Auch außerhalb der Berliner Forschergruppe traf das Projekt von Karl Dietrich Bracher, der dazu zunächst Vorstudien veröffentlichte, auf großes Interesse, beispielsweise bei den ebenfalls aus Deutschland vertriebenen Politikwissenschaftlern und Soziologen Sigmund und Franz Neumann, die nicht nur wichtige parteiengeschichtliche beziehungsweise NS-Forschungen durchgeführt, sondern selbst die Weimarer Republik noch erlebt hatten. Und welche Frage konnte nach 1945 wichtiger sein als diese: „Warum scheiterte die erste deutsche Demokratie, wie kam es zur nationalsozialistischen Diktatur?“

Fraenkel und Herzfeld wurden die Betreuer von Karl Dietrich Brachers Habilitationsschrift, die 1955 als mächtiges, mehr als 700 Seiten umfassendes Werk veröffentlicht wurde und seitdem bis 1989 sieben Auflagen erreichte. Dieses Werk ist in mehrfacher Hinsicht überraschend. Karl Dietrich Bracher war bei der Veröffentlichung erst 33 Jahre alt, obwohl seine akademische Laufbahn nach dem Abitur fünf

Jahre unterbrochen worden war – ein so reifes und fundamentales Werk nach vergleichsweise kurzer Zeit ist staunenswert. Und noch staunenswerter: Es ist wohl bis heute das bedeutendste Buch über die Weimarer Republik und nach 60 Jahren im Wesentlichen nicht überholt, obwohl die Forschung selbstverständlich zahlreiche weitere Themenkomplexe erschlossen und viele andere Wege beschritten hat.

Dieses Werk lieferte erstmals eine Wirkungsanalyse des Machtverfalls in einer Demokratie, weil der an der alten Geschichte und den antiken Historikern, aber auch an Machiavelli und Montesquieu geschulte Bracher die Bedeutung der Machtverschiebungen, des Machtvakuum, des Machtbesitzes nicht nur erkannte, sondern ihre Analyse mit systematischen Fragestellungen anging. Er bezog dafür die strukturellen Voraussetzungen ein, wobei für ihn nicht etwa die Hitler-Psychologie oder die sich daran anschließende Psychohistorie entscheidend waren, sondern die Frage: Welche Bedingungen ermöglichten es einem Hitler, an die Macht zu kommen?

Umso überraschender war 1979 eine öffentliche Fehlperzeption: Auf dem Höhepunkt der strukturellen Interpretation des NS-Regimes wurde Karl Dietrich Bracher im Gegensatz zu Martin Broszat und Hans Mommsen in Berichten über die berühmt gewordene Tagung des Londoner Deutschen Historischen Instituts in Cumberland Lodge ‚Der ‚Führerstaat‘. Mythos und Realität‘ (1981), nicht nur in Tageszeitungen als Vertreter einer älteren biografischen Schule der Geschichtswissenschaft hingestellt. Tatsächlich war er genau das Gegenteil, tatsächlich war er es, der systematische Strukturanalysen in die deutsche Zeitgeschichte eingeführt hatte, bevor ihm andere mehr als ein Jahrzehnt später folgten.

Und kein Zufall war es deshalb, dass nach Erscheinen seiner „Auflösung der Weimarer Republik“ manche Historiker Bracher vorwarfen, er habe politologisch gearbeitet und den Sinn für geschichtswissenschaftliches Verstehen vermissen lassen – eben weil er Funktionsanalysen durchgeführt hatte. Und nicht zuletzt warf man ihm anfangs mangelndes Verständnis für den letzten „semiparlamentarischen“ Reichskanzler Heinrich Brüning vor. Es spricht indes viel dafür, dass nach der bevorstehenden Veröffentlichung einer historisch-kritischen Ausgabe von Brünings Memoiren Brachers Interpretation eher noch verschärft werden dürfte. Und natürlich war in seiner Studie unübersehbar – und die folgenden Essays und Vorträge bekräftigten das –, wie stark ihn die Frage bewegte, welche Lehre man aus der Auflösung der Weimarer Demokratie ziehen könne und müsse, um die Bundesrepublik zu einer stabilen Demokratie zu machen. Dazu entwickelte Bracher in seinem Werk Typologien, die im Gegensatz zu einer ausschließlich individualisierenden Interpretation historischer Phänomene standen. Man kritisierte das Verfahren, seiner Analyse des Machtverfalls einen Typus der Demokratie zugrunde zu legen, als unhistorisch. Solche systematische Methodik empfanden nicht wenige Zunftgenossen geschichtswissenschaftlich als unangemessen. Doch einem „Lehrer der Demokratie“ steht sie nicht nur wohl an, sondern erscheint sie notwendig.

Ein krasser Fall war die kritische Rezension, die seinerzeit Werner Conze über Brachers Werk in der *Historischen Zeitschrift* (HZ) veröffentlichte und der man ein partielles Unverständnis für die „Auflösung der Weimarer Republik“ attestieren

muss. Während Hans Herzfeld in seiner Einleitung zu Karl Dietrich Brachers Buch hervorhob, er (und Wolfgang Sauer als Verfasser des darin enthaltenen Reichswehrkapitels) habe sich bemüht, eine „Verbindung von geschichtswissenschaftlicher und politisch-wissenschaftlicher Arbeit an einem Problem von paradigmatischer Bedeutung zur Anwendung zu bringen“, sah Conze gerade in dieser Verbindung das methodische Problem. Wenngleich er die Leistung Brachers immerhin erwähnte, fiel das Lob doch verquält, die Kritik aber deutlich aus. Indes bemerkte Conze bald, dass er sich vergaloppiert hatte und so kam es zu dem ungewöhnlichen Fall, dass nach der ersten Besprechung von 1957 ebenfalls in der *HZ* 1959 eine zweite des gleichen Rezensenten erschien. Nun gelangte Werner Conze zu dem Ergebnis, seine Kritik sei überspitzt gewesen: „Die Besprechung der ersten Auflage war das Ergebnis einer Herausforderung durch die Grundlagenprobleme. Daher litt sie an einer Gewichtsverlagerung zur Basis hin, so daß die Würdigung der beiden Hauptteile des Buches zu kurz gekommen ist. [...] Es wäre zu wünschen, daß an B.s Buch, intensiver, als das bisher geschehen ist, angeknüpft würde. Es bleibt das hohe Verdienst des Vf.s, daß er zum erstenmal überhaupt eine Grundlage geschaffen hat, von der aus die Frage des Scheiterns der Weimarer Republik weitergeführt werden kann.“ Selbst diese Anerkennung klingt noch nicht souverän, aber immerhin bleibt die Selbstkorrektur Conzes bemerkens- und anerkennenswert.

Tatsächlich hatte Bracher ja nicht allein sein zentrales Thema, die Auflösung der Republik in den Jahren 1930 bis 1932, behandelt, sondern die Strukturprobleme des politischen Systems von Weimar insgesamt in den Blick genommen. Die nationalsozialistische „Machtergreifung“ selbst hat er dann 1962 in einem weiteren großen Werk gemeinsam mit Gerhard Schulz und Wolfgang Sauer dargestellt, wobei es sich tatsächlich um drei große Monografien in einem Sammelwerk handelte, die später auch separat erschienen sind, seine eigene unter dem Titel „Stufen der Machtergreifung“. Zusammen mit der „Auflösung“ hat Karl Dietrich Bracher damit die künftig unentbehrliche Basis aller weiterer Forschungen zur Krise und Auflösung der Demokratie und der Errichtung der Diktatur bis 1934 geschaffen: „Demokratie und Diktatur im 20. Jahrhundert“ war damit als geschichtswissenschaftliches und zugleich politisches Lebensthema Karl Dietrich Brachers begründet.

In weiteren Studien untersuchte er dann die Herrschaftsstruktur der NS-Diktatur, in denen auch schon das polykratische System in den Blick geriet. Der Unterschied zu den Interpretationen Martin Broszats und Hans Mommsens lag nicht in der Ignorierung dieses Pluralismus unterschiedlicher und konkurrierender Herrschaftsträger, sondern in Brachers (und Gerhard Schulz') Betonung eines von Hitler gewollten Konkurrenzverhältnisses unterhalb seiner nicht in Frage stehenden Suprematie, gemäß der ebenfalls aus der römischen Herrschaft gewonnenen Formel „divide et impera“. Schon deshalb hielt Bracher die Rede vom „schwachen Diktator“, mit der Mommsen damals seine eigene Interpretation überspitzte, für verfehlt. Heute, nach immer neuen Hitler-Biografien, spricht kein Historiker mehr davon, und auch Mommsen hat sich später von dieser Charakterisierung eher distanziert.

Wenngleich die damaligen heftigen Kontroversen, wie zielgerichtet oder improvisiert Hitlers Diktatur war, selbst historisch geworden sind, haben sie seinerzeit doch zur Schärfung des Problembewusstseins beigetragen. Zwei große, jedoch sehr unterschiedliche Darstellungen erschienen dazu im Jahr 1969: Martin Broszats wegweisendes Werk „Der Staat Hitlers“, das allerdings keine Gesamtdarstellung, sondern eine verwaltungsgeschichtliche funktionalistische Strukturanalyse der NS-Herrschaft als polykratischer sein sollte, sowie Karl Dietrich Brachers Buch „Die deutsche Diktatur“, das, in viele Sprachen übersetzt, bis 1997 die siebte Auflage erlebte. Auch wenn durch zahlreiche weitere Bücher zum Nationalsozialismus dieses Werk gleichsam zugedeckt wurde und die Forschung später zum Teil andere Wege ging, verdient es doch hervorgehoben zu werden: Dieses Opus Karl Dietrich Brachers war die erste im strengen Sinne wissenschaftliche große Gesamtdarstellung der NS-Diktatur und blieb dies für lange Zeit. Hinzu kam, dass Bracher die Vorgeschichte einzelner Phänomene bis ins 19. Jahrhundert exemplarisch einbezog, beispielsweise den Antisemitismus und Traditionen autoritären Denkens. Auf diese Weise verdeutlichte er: Zwar war die NS-Diktatur keineswegs zwangsläufig, doch gab es längerfristige Bedingungsfaktoren, die es ausschließen, sie bloß als eher zufälligen „Betriebsunfall“ der deutschen Geschichte zu bagatellisieren. Außerdem untersuchte Bracher neben strukturellen intensiv die ideologischen Faktoren, die Rolle der Personen, insbesondere Hitlers, über den er andernorts auch einen biografischen Essay verfasst hatte, den Widerstand, die Außenpolitik, das Herrschaftssystem im Krieg. Am Ende ging er sehr kritisch auf die „Nachgeschichte“ des Nationalsozialismus ein, das heißt Themen wie „Rechtsextremismus in der zweiten Demokratie“, „Die NPD. Ein neuer Anlauf?“ und „Deutschland und der Nationalsozialismus“. Karl Dietrich Brachers Schlussfolgerungen lauteten 1969: „Die deutsche Diktatur ist gescheitert, aber die deutsche Demokratie noch nicht gesichert. [...] Das Erbe des Nationalsozialismus dauert fort: im Negativen mit den Gefahren des Rückfalls, im Positiven mit den Chancen eines erfahrungsgesättigten Lernprozesses.“ Sicher hätte Karl Dietrich Bracher dies heute etwas anders formuliert, doch Gefährdungen ist die Demokratie auch ohne Rückfall in nationalsozialistische Ideologie ausgesetzt. Vor allem aber zeigt diese Bemerkung einmal mehr, dass Bracher zeitgeschichtliche Forschungen nie bloß als Selbstzweck verstanden hat, sondern als Verantwortung des politisch denkenden Historikers.

Insofern ging es ihm in seinen weiteren Büchern, zahlreichen Herausgeberschaften, Vorträgen und Aufsätzen, zwar keineswegs nur, aber stets entschieden zugleich um diesen Lerneffekt aus der Geschichte. Daher wandte er sich gegen begriffliche Unschärfen, zuvörderst die Verwischung des Gegensatzes zwischen Demokratie und Diktatur. Er hielt unbeirrt daran fest, dass es strukturelle Ähnlichkeiten diktatorischer Herrschaft gibt, gleich wie unterschiedlich ihre Entstehungsbedingungen oder ihre Ideologie ist. Dabei betonte er zu Recht, nie Anhänger einer „Totalitarismus-Theorie“ gewesen zu sein. Vielmehr ging es ihm um empirisch nachweisbare Charakteristika totalitärer Herrschaft, die Diktaturen gemeinsam sind und deren Wirkungsmechanismen sich gleichen: Den Opfern ist es schließlich egal, aus welchen Motiven sie umgebracht werden. Genauso dezi-

diert wandte er sich gegen eine bei der politischen Linken übliche inflationäre Verwendung des Faschismus-Begriffs, der von seinem historischen Kontext des italienischen Faschismus gelöst wurde, bis der – ebenfalls vor wenigen Monaten fast gleichaltrig 2016 verstorbene Ernst Nolte – ihn in seinem bedeutenden Werk „Der Faschismus in seiner Epoche“ (1963) wieder konsequent historisierte. Allerdings wird man nach neueren Forschungen, anders als Bracher dies ursprünglich sah, das unterscheidende Merkmal des italienischen Faschismus nicht mehr in einer Abwesenheit von Rassismus und Antisemitismus sehen können.

Zeitgeschichtlichen Kontroversen wich Karl Dietrich Bracher nicht aus, wenn es der Klärung der Positionen diente; mehrere Sammelbände mit einschlägigen Arbeiten dokumentieren dies: „Zeitgeschichtliche Kontroversen. Um Faschismus, Totalitarismus, Demokratie“ (1976); „Schlüsselwörter in der Geschichte. Mit einer Betrachtung zum Totalitarismusproblem“ (1978), und „Die totalitäre Erfahrung“ (1987). Und stets blieb für ihn die „Weimarer Erfahrung“ ebenso präsent wie das „Ethos der Demokratie“ und „Orientierungsprobleme freiheitlicher Demokratie in Deutschland“, die er neben anderen Essays 1992 in dem Band „Wendzeiten der Geschichte“ publizierte. Schon 1981, als die Gewalt in Westeuropa auf kleinere linksradikale Gruppen beschränkt war, veröffentlichte Bracher einen Band über „Geschichte und Gewalt. Zur Politik im 20. Jahrhundert“, in dem er von der „Zivilisierung der Gewalt als geschichtliches Problem“ ausgehend, das Gewaltproblem von der Antike bis zu Gegenwart untersuchte. Bereits ein Jahr später legte er Studien zu einer Synthese seiner einschlägigen ideologiekritischen Forschungen vor: „Zeit der Ideologien. Eine Geschichte politischen Denkens im 20. Jahrhundert“ (1982). Hier analysierte er vom Fortschrittsdenken über den Liberalismus bis zum „sozialdemokratischen Reformismus“ alle einschlägigen Ideen und Ideologien im Kontext von Krisenbewusstsein, Wertorientierungen, autoritärem und demokratischem Denken von der Jahrhundertwende bis zur Gegenwart. Ein zentrales Kapitel galt erneut den totalitären Ideologien und dem Vergleich faschistischer, nationalsozialistischer und kommunistischer Diktaturen – mit der für Historiker selbstverständlichen Prämisse, dass verglichen nicht gleichsetzen heißt, aber doch hinreichende Analogien existieren, die komparative Fragen erkenntnisfördernd machen. Sein Fazit lautete: „Unser Jahrhundert bleibt freilich auch am Ende ein Zeitalter der Ideologien und ihrer totalitären Versuchungen.“ Bracher beschlich die Skepsis, die vor einer Re-Ideologisierung nicht zuletzt in der Dritten Welt warnte: „Als Gegenbild zur technologischen Weltentwicklung und als Lückenbüßer in einer Welt der Säkularisierung, der Sinn- und Orientierungskrisen üben Ideologien in Zeiten immer neuer Aufklärung und Emanzipation eine Anziehungskraft von erstrangiger politischer Bedeutung aus.“ Dieser Diagnose von vor fast 35 Jahren ist auch heute nicht zu widersprechen – leider.

Aber so sehr Karl Dietrich Bracher vor der fortdauernden totalitären Versuchung warnte, so sehr hatte er neben der Diktatur auch das Gegenbild, die Demokratie, im Blick. Das dokumentiert seine großangelegte vergleichende Geschichte Europas vom Ersten Weltkrieg bis zur revolutionierenden Zeitenwende Europas 1989/91: „Die Krise Europas“, die 1993 als Fortführung und Neubearbeitung sei-

nes zuerst 1976 erschienenen Bands aus der Propyläen-Geschichte Europas erschien: „Europa ist eine alte Idee, die Großes hervorgebracht hat. Es kommt darauf an, ihr neben der erneuerten kulturellen und materiellen Bedeutung politischen Ausdruck zu verschaffen.“ Gegenüber den „national-imperialen und totalitären Verirrungen der europäischen Geschichte“ müssten „die europäischen Ideen des Friedens, der Menschenrechte und der freiheitlichen Demokratie“ geltend gemacht und glaubwürdig vertreten werden.

Nie hat Karl Dietrich Bracher Angst vor Diagnosen zur jüngsten Zeitgeschichte gehabt. Ganz im Gegenteil: Die „Geschichte, die noch qualmt“, um mit der amerikanischen Historikerin Barbara Tuchman zu reden, wollte er im Lichte längerfristiger historischer Erfahrungen be- und erleuchten, um Wiederholungen von Irrwegen zu vermeiden. Und das galt natürlich besonders für die Geschichte der Bundesrepublik. Über sie gab er mit Theodor Eschenburg, Joachim Fest und Eberhard Jäckel eine mehrbändige, ebenso repräsentative wie forschungsgesättigte Gesamtdarstellung heraus. Zu dem gemeinsam mit Wolfgang Jäger und Werner Link verfassten großen Band „Republik im Wandel 1969–1974“ über die „Ära Brandt“ steuerte er den wegweisenden umfangreichen Beitrag über „Politik und Zeitgeist“ in den 1970er Jahren bei. Durch seine scharfsinnigen Beobachtungen zum Wertewandel, zur Legitimitätskrise, zur Regierbarkeit in der Demokratie, zur Protestbewegung und anderen Themen erschloss Bracher schon 1986 unter anderem mentalitätsgeschichtlich neue Forschungsfelder, lange bevor sie zu zentralen Themen jüngerer Historiker wurden.

Nicht zuletzt konstatierte er, die pluralistische Demokratie der Bundesrepublik biete „freiheitliche Identifikationsmöglichkeiten wie kein anderer deutscher Staat zuvor“ – der Skeptiker aus historischer Erfahrung warnte zugleich „vor übermäßigem Stolz auf Erreichtes und unmäßiger Selbstkritik an den Unvollkommenheiten der pluralistischen Demokratie“. Insofern plädierte er, wie der frühere Bundespräsident Walter Scheel, für eine „kritische Sympathie“ mit dem eigenen Staat. Und in seinem 2001 veröffentlichten Buch „Geschichte als Erfahrung. Betrachtungen zum 20. Jahrhundert“ findet sich neben Reflexionen über „Europa zwischen Demokratie und Nationalstaat“ auch ein Interview über den Wandel der jahrzehntelang „postnationalen“ Bundesrepublik mit dem bezeichnenden Titel „Das Glück der neuen Chance“. Auf die Frage nach der Sicht des Historikers auf die Wiedervereinigung antwortete er 1995: „Zunächst bewegt mich ein Gefühl der Freiheit und der Freude. Es hat sich wieder einmal gezeigt, daß die Geschichte immer offen ist, auch zum Besseren. 1989 war ein Jahr ungeahnter Chancen und glücklicher Entwicklungen [...] mit der richtigen Orientierung der Entscheidungen und einer unglaublichen Beschleunigung der Ereignisse in ihrer Verkettung, auch weltpolitisch betrachtet.“

Ich habe Karl Dietrich Bracher 1973 in der Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien – deren Vorsitzender er zeitweise war – kennen gelernt. Obwohl ich nie bei ihm studiert habe, zähle ich ihn im weiteren Sinne durch seine Werke doch zu meinen akademischen Lehrern, und in den mehr als dreißig Jahren, in denen wir vor allem im IfZ eng zusammengearbeitet haben, ist er Vorbild geblieben – nicht nur wissenschaftlich. Vielmehr ist er ein

persönlich eng verbundener Kollege geworden, der mir später in der Festschrift zu meinem 65. Geburtstag einen Aufsatz „zur Erinnerung an 30 Jahre gemeinsamen Mühens“ um die Zeitgeschichte gewidmet hat; in einer fast beiläufigen Bemerkung machte er mir einmal ein aufschlussreiches Kompliment: Er betrachte meine Geschichte des „Parlamentarismus in Preußen 1919–1932“ als positives Gegenstück zu seiner „Auflösung der Weimarer Demokratie“, nämlich als Werk über die damals ebenfalls vorhandenen Chancen der parlamentarischen Demokratie. Eine Zwangsläufigkeit der Diktatur, einen „grässlichen Fatalismus der Geschichte“, wie es Georg Büchner nannte, hat Karl Dietrich Bracher auch für das Scheitern der ersten deutschen Demokratie nie akzeptiert, sonst hätte er kaum ein so bedeutender „Lehrer der Demokratie“ eben aus der Erfahrung von Weimar werden können. Doch dieses Lehrstück resultierte aus dem Bekenntnis zu einer repräsentativen parlamentarischen Demokratie, nicht einer präsidialen und nicht einer plebiszitären: Auch vor diesen Irrwegen von Weimar gilt es zu warnen, gerade weil sie heute wieder populär werden. Und lesenswert bleibt, was Karl Dietrich Bracher bereits vor fünfzig Jahren in seinem Beitrag „Gegenwart und Zukunft der Parlamentsdemokratie in Europa“ (in: „Deutschland zwischen Demokratie und Diktatur“, 1964) über damalige – und heute wieder aktuelle – Probleme des Parlamentarismus veröffentlicht hat.

Um das IfZ und die VfZ hat sich Karl Dietrich Bracher außerordentlich verdient gemacht. Seine Loyalität, Beständigkeit und Hilfsbereitschaft bleiben ebenso unvergessen wie seine Liebenswürdigkeit, die durch seine unbeirrbar und klar vertretene Wertorientierung nicht beeinträchtigt wurde. Das Institut und ich selbst schulden ihm, dem Grandseigneur und Großen unserer Zunft, bleibenden Dank – für sein großartiges Œuvre, sein intensives Engagement und seine menschliche Zuwendung.

Horst Möller